



Kommentare

Die praktische Seite der ökumenischen Bewegung: neutrale Kräfte: Bevölkerungsmischung und Mischehen – Trotzdem: es bleibt ein großer Weg zu gehen – Schritte: Öffentliche Fürbitte – Aussprachen – Zirkel – Bitten: Gemeinsames Vater Unser – Gemeinsame Hl. Schrift – Gemeinsame Lieder.

Ein Heft von Esprit über die Sexualität: die Frau ist anders geworden – Neu-Heiligung und Ent-Heiligung der Liebe – Sturz in die Bedeutungslosigkeit – Flucht vor den Enttäuschungen des Lebens – Dem Erotismus immanente Verzweiflung – zwei tiefe Wurzeln der Neu-Heiligung – Die erste Aufgabe liegt bei der Frau.

Die neue Reform der Rubriken: Eine halbe Reform – trotzdem eine Hoffnung – die Richtung der Hoffnung in pastoraler Hinsicht: des Sonntags zweifacher Sinn – Mitleben des Kirchenjahres – Dem Leben näher – Der Bischöfe Freiheit und Verantwortung – Ein Bild zum Trost der Ärgerlichen.

Zeitprobleme

Begriffene Hoffnung (Ernst Blochs bedeutendes Buch über die Hoffnung): I. Der Inhalt: 1. Kind – Jüngling – Mann – 2. Zwei Grundbeschaffenheiten des tagträumenden Dascins – Das Warten will nicht schlafen gehn – Das Tier kennt nicht dergleichen – 3. Spiegel der einen Hoffnung: Verkleidung – Märchen – Jahrmarktbuden – Abenteurergeschichten – Reisen – Sammeln – Lesen – Tanzen – Film – 4. Systeme der Hoffnung: Abschaffung der Übel – Soziale Utopien – Technische Forschung – Bauten – Entdeckungen – Malen und Dichten – Philosophie – 5. Das Ziel der Hoffnung: Was kein Auge gesehen – II. Wer ist Ernst Bloch und was sagt der Christ zu seinem Prinzip der Hoffnung?

Länder

Der amerikanische Katholizismus einst und heute: Die katholische Kirche unter anderen Religionsgemeinschaften – Die größte Gemeinschaft und doch eine Minderheit – An Zahl und in anderer Hinsicht – Ein städtischer Katholizismus – Geschichtliche Wurzeln: die Einwandererkirche – Der typische Katholik ist Ar-

beiter – Spannung zwischen autoritärer Kirche und amerikanischem Liberalismus.

Oekumene

Die russisch-orthodoxe Kirche in der Verfolgung: Chruschtschew härter als Stalin – Hinter den Kulissen – Der Artikel 124 – Antireligiöse Propaganda – Verhinderte Martyrer: verleumdete Bischöfe – Totgeschwiegene verschwundene Klöster – Konkrete Beispiele, die wir nicht vergessen sollten – Chruschtschew will Internatserziehung, um die Babuschkas auszuschalten.

Bücher

Rickenbach Walter: Geschichte der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft: auch hier ein Zeichen der Zusammenarbeit in pluralistischer Gesellschaft.

Duval Aimé: Chansons: auf Französisch und Deutsch – ein Beitrag zum rechten Beten.

Der Laie in der Kirche

Katholischer Glaubenskurs: Für Laien ohne Mittelschulbildung – Ein Kurs zur persönlichen Glaubensvertiefung – Dazu ein Katechetikkurs.

KOMMENTARE

Die kleinen Schritte zur Verständigung der Christen

Ohne Zweifel ist in der Begegnung der Christen ein deutlicher Fortschritt festzustellen. Es herrscht zwischen Protestanten und Katholiken nicht mehr jene Fremdheit, wie sie noch vor kurzen Jahren allgemein anzutreffen war. Die Gründe für das bessere gegenseitige Verständnis liegen auf theologischer und nichttheologischer Ebene. Letztere dürften sogar überwiegen. Infolge der zunehmenden konfessionellen Mischung der Bevölkerung sind die Gläubigen beider Konfessionen in vermehrten persönlichen Kontakt gekommen. Sie haben einander als Menschen kennen und achten gelernt. Durch diese Bekanntschaft mußten beiderseits manche primitive, aber nicht weniger hartnäckige Vorurteile fallen, ohne daß man auch nur ein Wort über Protestantismus oder Katholizismus gesprochen hätte. In den vielen Mischehen – die Schweiz dürfte über 140 000, die deutsche Bundesrepublik über 1 Million Mischehen zählen – haben sich Katholiken und Protestanten im engsten Raum aneinander gewöhnt. Dazu kommen die Kontakte durch Presse, Radio, Fernsehen. Die Zeitungen aller Richtungen bemühen sich heute, ihre Leser über die Ereignisse der beiden Kirchen sachlich zu informieren. Noch die farbloseste und seichteste Illustrierte bringt seitenweise (gewöhnlich sympathische) Berichte über Papst und Vatikan, über Weltkirchenrat, evangelische Klöster, eucharistische Kongresse oder evangelische Kirchentage usw. Am Radio oder Fernsehapparat bekommt

der Protestant, der sonst nie einen Schritt in eine katholische Kirche tun würde, katholischen Gottesdienst zu hören oder zu sehen, wie auch umgekehrt der Katholik erstmals eine evangelische Liturgie am Bildschirm verfolgen kann. All diese Kontakte finden statt, ohne daß sie künstlich aufgezogen oder bewußt gestartet wären.

Trotzdem kann man nicht sagen, daß die eigentlich ökumenische Haltung schon Gemeingut der breiten Schichten geworden ist. Eine kürzliche Umfrage bei Schulkindern der untersten Klassen, die in ihrem Urteil kaum von ihren Lehrern beeinflußt sein konnten und darum nur die Eindrücke aus dem Elternhaus wiedergaben, beweist, wie weit beiderseits noch negative Kollektivurteile über die andere Konfession vorhanden sind.

Nur eine bewußt ökumenische Erziehung (auch der Erwachsenen!) wird ein tragfähiges Fundament für eine sachliche, offene Begegnung der Konfessionen schaffen. Verschiedene Mittel und Wege könnten dazu helfen.

► Ein grundlegendes, kaum zu überschätzendes Mittel ist das öffentliche Fürbittgebet für die getrennten Brüder. Im Gebet wird vor Gott und damit von innen her die ökumenische Haltung geschaffen. Leider ist diese Fürbitte heute zu sehr auf die einmal im Jahre durchgeführte Weltgebetsoktav beschränkt. Das Fürbittgebet für die andern Konfessionen müßte öfters in den Gottesdiensten laut werden, sodaß die Ökumene wirklich zu einer Herzenssache vor Gott wird.

Hand in Hand mit dem Gebet gilt es, durch objektiven Unterricht oder sachliche Orientierung, die von jeder karikaturhaften Schwarz-weiß-Malerei Abstand nimmt, jene religiöse Einstellung zu schaffen, die auch beim getrennten Bruder nicht nur den guten Glauben voraussetzt, sondern auch seine innersten Anliegen und die in seiner Konfession vorhandenen evangelischen Werte zu sehen und anzuerkennen vermag.

► In neuester Zeit hat man mit Bildungsabenden, in denen jeweils ein evangelischer und katholischer Referent zu Worte kamen, gute Erfahrung gemacht. Es geht dabei nicht um eigentliche Glaubensgespräche – diese bleiben beiderseits den kirchlichen Amtspersonen vorbehalten –, sondern um sachliche Darstellung entweder der eigenen Konfession oder der Sicht, die der Katholik vom Protestantismus und der Protestant vom Katholizismus hat. Solche Konfrontierungen, wo sie fair durchgeführt werden, haben für die Hörer meistens etwas Befreiendes, indem einerseits unbewußte Angst oder distanzierende Fremdheit vor den Vertretern der andern Konfession schwinden und andererseits manche Mißverständnisse ausgeräumt und die wahren Anliegen, Schwierigkeiten und Gegensätze ans Licht gehoben werden. Von solchen Veranstaltungen dürfte kaum eine «Glaubensgefährdung» kommen. Die Seelsorger beider Konfessionen haben es ganz in der Hand, während oder nach der Diskussion die von ihrer Konfession aus notwendigen Antworten, Einwände oder Korrekturen vorzubringen. Ein lebendiger Christ der Diaspora kommt nicht mehr um die Auseinandersetzung des Glaubens herum. Gefährdet ist jener Christ, der gleichsam heimlich und hinterücks, ohne Führung und ohne jedes nötige theologische Wissen sich mit dem Glauben der andern Konfession befaßt.

► Aus solchen öffentlichen Aussprachen werden sich nicht selten ökumenische Zirkel bilden, in denen aufgeschlossene, um den konfessionellen Frieden und die Wiedervereinigung der Kirche besorgte Gläubige sich zu intensiverem Gebet und Gespräch zusammenfinden. Leider ist im deutschsprachigen Raum das gemeinsame Beten selbst des Vaterunsers wegen der leicht variierenden Textform unmöglich (nicht einmal unter den deutschsprachigen Katholiken gibt es eine einheitliche Form). Es wäre der ökumenischen Sache ein nicht geringer Dienst getan, wenn es den kirchlichen Instanzen beider Konfessionen möglich wäre, sich auf den gleichen deutschen Vaterunser-Text zu einigen. Diese in sich geringfügige Tat wäre psychologisch und liturgisch wahrscheinlich von größerer Tragweite als mancher spektakuläre Akt ökumenischer Kirchenpolitik.

► In den USA ist eine Gemeinschaft von evangelischen, jüdischen und katholischen Bibelgelehrten unter Leitung des berühmten Archäologen und Bibelexperten Prof. *Albright* bereits daran, eine allen drei Konfessionen gemeinsame englische Übersetzung der Hl. Schrift zu schaffen, um die theologischen und ökumenischen Gespräche zu erleichtern. Für das beginnende ökumenische Gespräch wäre auch für den deutschsprachigen Raum eine gemeinsame deutsche Bibelübersetzung von entscheidender Bedeutung. Vom exegetischen Standpunkt aus dürften kaum Schwierigkeiten bestehen.

► Wünschenswert wäre auch die Vermehrung des gemeinsamen Liederschatzes. Das evangelische Kirchenlied könnte das katholische nur bereichern! Leider gehen in manchen Kirchenliedern, die die beiden Konfessionen schon gemeinsam haben, Text und Melodie in nebensächlichen Dingen auseinander. Wo Revisionen der Gesangbücher im Tun sind, dürfte das ökumenische Anliegen nicht mehr übergangen werden.

All diese kleinen Schritte und Taten werden helfen, uns dem entscheidenden Schritt und der großen Tat, der Verständigung der Konfessionen näher zu bringen, die ja nicht ein schönes Hobby, sondern Wille des Herrn und damit ein Gebot für alle ist. A.E.

Die Welt braucht glückliche Frauen

«Wenn die Sexualität das ganze XX. Jahrhundert entscheidend prägt, so nicht deshalb, weil der Mensch selbst sich verändert hat, sondern weil er der Sexualität auf eine neue Weise bewußt wurde und ihr einen neuen Platz in seinen Wertungen eingeräumt hat» (S. 1949). Das ganze 319seitige Sonderheft der Zeitschrift «*Esprit*» («*La Sexualité*», November 1960) bringt eine grundlegende Überzeugung seiner Mitarbeiter zum Ausdruck: in unserem Jahrhundert vollzieht sich eine umwälzende «sexuelle Revolution». «Die sexuellen Probleme des XX. Jahrhunderts kann man mit der Mentalität des XIX. Jahrhunderts nicht mehr verstehen» (S. 1765). In der abschließenden Betrachtung des Sonderheftes spricht *Marie Grégoire* sogar von einer neuen, fast religiösen Haltung der Sexualität gegenüber: «Es handelt sich heute um eine ‚neue Religion‘. Nach der weitverbreiteten Überzeugung kann man nicht ‚gesund‘, ja sogar nicht ‚heilig‘ sein ohne eine voll entfaltete, erwachsene und normale Sexualität» (S. 1950). Roman und Film tragen heute Züge dieser fast-religiösen Haltung.

In ihrem soziologischen Beitrag weist *Andrée Vieille-Michel* auf den Zusammenhang zwischen der «industriellen» und der «sexuellen Revolution» hin. Die ökonomische Unabhängigkeit der Frau schuf eine neue Form der sexuellen Partnerschaft. Die neu entwickelten Methoden der Geburtenkontrolle verstärkten bei der Frau das Gefühl ihrer sexuellen Emanzipation. Dazu kommt: jährlich 800 000 Geburten stehen heute in Frankreich (schätzungsweise) 400 000 Abtreibungen gegenüber. Das treibende Element der neuen sexuellen Haltung scheint heute die Frau zu sein. Ihre Einstellung wird von *Francine Dumas* folgendermaßen beschrieben: «Die Frau von heute hat sich entschlossen, ihre Sexualität zu verstehen und sie in ihr Universum bewußt einzubauen. Sie will sich durch die Sexualität nicht mehr treiben lassen. Sie möchte sie bei sich haben wie ein gebändigtes Tier und nicht wie eine wilde Kraft ... Kündet das alles das Ende der großen Leidenschaften an? Vielleicht» (S. 1680).

Marcel Henry, Priester und Direktor der Zeitschrift «*Parole et Mission*», weist auf einen anderen Grundvorgang hin: «Der moderne Mann hat sich in die Stadt eingeschlossen. Er ist fern von der Natur. Es blieb ihm das einzige ‚Werk der Natur‘, das zu betrachten er unaufhörlich angeregt wird, angefangen bei der Titelseite seiner Illustrierten, bis zur Kinoreklame und den Werbeplakaten, die Frau. Eine mächtige erotische Neigung nistet sich in seinem Geist und in seinen Gewohnheiten ein» (S. 1823).

In dieser Entwicklung entdeckt *Paul Ricoeur*, Professor an der Sorbonne, eine zweifache Tiefentendenz der Geschichte: «Unsere Zeit wird von zwei gegensätzlichen Bewegungen beeinflusst: die eine ist die ‚Neu-Heiligung‘, die andere die ‚Ent-Heiligung‘ der Liebe» (S. 1671). Er unterscheidet drei Momente der zentrifugalen, entheiligenden Erotik.

► An erster Stelle spricht er von einem «Sturz in die Bedeutungslosigkeit». Die allzuleichte Erreichbarkeit der erotischen Befriedigung bedingt einen grundsätzlichen Wertverlust. Das Sexuelle ist zu nah und zu verfügbar. Es zentriert sich auf die einfache biologische Funktion und wird daher unbedeutend. Eine ganze Volksliteratur der «Sexologie» macht aus ihm eine öffentliche Sache und beraubt es der Intimität. Das alles wirkt sich in einem Verlust der Affektivität aus. Der Mensch ist weitgehend unfähig geworden, zu lieben und zu hassen.

► Das zweite Element der «Entheiligung» wird von Ricoeur als die «Flucht ins Erotische vor den Enttäuschungen des Lebens» beschrieben. Der heutige Mensch zeigt sich unzufrieden mit der ökonomisch-politischen Einrichtung seiner Arbeit. Er wurde von seiner eigenen technologischen Gesellschaft enttäuscht. Deshalb flüchtet er in die möglichst billige Entspannung und sucht unkultivierte Erotik. Die junge Gene-

ration zeigt eine tiefgehende Unbeteiligung am politischen Leben. Im Film «Les Tricheurs» wurde diese Seite des Problems vortrefflich geschildert. Der Mensch wird langsam müde, Geschichte zu machen und betrachtet das öffentliche Leben als sinnlos und absurd. Zwischen Erotismus und Absurdität gibt es aber eine geheime Verwandtschaft. Wenn alles sinnlos ist, bleibt einem nur die augenblickliche Lust und ihre Leere übrig.

► Als drittes Moment bezeichnet Ricoeur die «dem Erotismus immanente Verzweiflung». Aus den eben genannten zwei zentrifugalen Tendenzen entsteht eine «beziehungslose» Welt der Erotik. Das Erotische wird losgelöst von den humanen Komponenten der Zärtlichkeit. Ein rein quantitativer, gehirnhafter und sich in Phantasievorstellungen verlierender Erotismus bemächtigt sich des Menschen und stürzt ihn in eine trostlose Einsamkeit. Zusammenfassend behauptet Ricoeur: «Der Erotismus ist die Revanche für die Bedeutungslosigkeit der Arbeit und der Politik, ja für die Bedeutungslosigkeit der Sexualität selbst» (S. 1674).

Ist aber das erotische Bild unseres Jahrhunderts wirklich so hoffnungslos verworren? Ricoeur selbst weist auch auf andere Tendenzen hin, auf die Kräfte der «Neu-Heiligung» des Sexuellen in unserer Gesellschaft. Diese Tendenzen sind im Grunde religiös. Sie sind in der alt- und neutestamentlichen Offenbarung verwurzelt. Eine erste Wurzel reicht bis auf die Offenbarung der Genesis zurück: «Israels Glaube verstand es, sich zu einem Schöpfungssinn zu erheben. Das Heilige erschien ihm als transzendent und zugleich immanent. Die ganze Erde singt mit dem Himmel die Herrlichkeit des Ewigen. Das Fleisch kann frohlocken. Diese Freude findet ihren großartigen Ausdruck im Ruf, den das ‚Priesterdokument‘ der Genesis in den Mund des ersten Mannes legt, als dieser die erste Frau entdeckt: ‚Die endlich ist Bein von meinem Gebein und Fleisch von meinem Fleische‘» (S. 1668). Die andere Wurzel senkt sich in die neutestamentliche Offenbarung. Die christliche Idee der Person machte eine Auffassung der Sexualität möglich, die auf der «gegenseitigen Anerkennung und Verpersönlichung» zweier Wesen beruht und ein personales Mitsein in gegenseitiger Zärtlichkeit, die christliche Familie, zu schaffen erlaubt.

Die gegenwärtige Krise der Sexualität scheint, nach den Angaben dieses wertvollen, mutigen, anregenden, wenn auch stellenweise in unhaltbare Positionen abgleitenden Sonderheftes, eine Krise des Frauendaseins zu sein. Deshalb kann auch die Rettung nur von den Frauen kommen. Die echte Christin hat heute die geschichtliche Aufgabe, im sexuellen Bereich eine neue Sinngebung zu vollziehen. In den Händen unserer christlichen Frauen liegt heute die Zukunft der Geschichte. Sie müssen versuchen, durch eine ehrlich und heilig gelebte Sexualität ihr personales Glück wiederzufinden. «Unser Jahrhundert spürt, wenn auch nur dunkel, daß die Welt für ihr eigenes Gleichgewicht glückliche Frauen braucht» (S. 1957).

Die neue Reform der Rubriken

Die neue kirchliche Gesetzgebung zu Brevier und Meßfeier vom 25. Juli 1960 ist seit dem 1. Januar 1961 nun in Kraft getreten. Was in der Theorie so vieler Einzelparagraphen zunächst verwirrend erschien, hat sich in der Praxis wohl inzwischen als tatsächliche Vereinfachung und Klärung – in vielen Punkten wenigstens – herausgestellt und erleben lassen. Trotzdem bleibt ohne Zweifel der Eindruck einer halben Reform zurück – und das ist die Gesetzgebung ganz gewiß. Ein «Angeld» der Hoffnung, nicht mehr. Das Konzil wird die Aufgabe haben, das Begonnene zu vollenden.

Um die Richtung, in die man sich hier bewegt, aufzuzeigen, sei ein Artikel des «Osservatore Romano» (Nr. 203, S. 3) von Giuseppe Lovv CSSR (1960) in Erinnerung gerufen. Auch er betont: «Eine auf kritisches Quellenstudium gegründete Arbeit hätte gewiß andere Reformen verlangt», und fügt dann

hinzu: «Bedenken wir aber, daß man nichts Neues schaffen wollte, sondern das Bestehende nur neu durchkämmen und, wo notwendig, beschneiden. Den selben Gedanken führt er mit fast den gleichen Worten schon vorher aus, fügt dort aber hinzu, daß man auch bemüht war, die früheren Verordnungen den neuen Bedürfnissen besser anzugleichen. Dieses Anliegen hält dann das Schlußkapitel besonders fest. Es handelt von dem pastoralen Anliegen dieser Reform. Es scheint P. Lovv zum Verständnis dieses Schrittes, wie auch dessen, was vom Konzil erwartet werden darf, unerlässlich.

Im Einzelnen verweist er auf folgende Punkte:

► Das stärkere Hervortreten der Sonntage. Schon Pius X. war bemüht, dem «Tag des Herrn» in seiner Bedeutung als wöchentliches Gedenken an Ostern und an die Taufe vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken. Diesem Bestreben wird dadurch jetzt Rechnung getragen, daß der Sonntag allen Festen (ausgenommen den Festen erster Klasse) vorgeht.

► Ebenso treten die liturgischen Zeiten des Kirchenjahres viel nachdrücklicher hervor. Damit erhält das Geheimnis der Erlösung deutlich den Vorrang gegenüber den Heiligenfesten.

► Weiter verzeichnet Lovv als pastoralen Gewinn, daß nun eine Gruppe von Motivmessen eingeführt wurde, die außerordentliche Feierlichkeiten unterstreichen sollen. Er nennt: Pfarrei- und Pfarrerjubiläen, besondere Ereignisse und Einrichtungen, wie Volksmissionen. «So wird das angepaßte Meßformular bewirken, daß die Messe bei solchen Ereignissen nicht bloß ein dekoratives Element bildet», sondern in direktem Bezug auf das Fest steht, wodurch dessen religiöser Charakter viel lebendiger wird.

► Endlich dienen dem pastoralen Anliegen auch die erweiterten Vollmachten der Bischöfe zur Regelung der Liturgie in ihrer Diözese. Der Bischof sei nicht mehr bloß Wächter über die Einhaltung des Gesetzes, «er wird vielmehr dessen Seele, indem er das Gesetz entsprechend den Bedürfnissen und Notwendigkeiten seiner Herde anwendet». Er kann nicht nur Imperata und Messen pro re gravi erlauben und verschreiben. Er ist auch «zum konkreten Studium der besonderen Verhältnisse seines Sprengels verpflichtet, in dem er die allgemeinen Normen anzuwenden hat». Es werde dem Bischof «weiterhin freie Hand gegeben, anzuordnen, was ihm gut scheint, ohne daß er direkt an den Hl. Stuhl gelangen muß».

In dieser pastoralen Richtung also ist auch der weitere Fortschritt zu erwarten.

Eine sehr gute Anleitung zum neuen Gesetz gibt das kleine Heft von Franz Kruse: Die Reform der Rubriken in Brevier und Meßfeier (Verlag Wort und Werk, Köln). Ein Vorwort dazu schrieb Professor Theodor Schnitzler, dem wir das folgende treffende Gleichnis entnehmen:

«Ein Mann hatte ein uraltes Gewand aus kostbarem Brokat und mit wertvollen Stickereien. An manchen Stellen war dieses Gewand von unkundiger Hand schlecht zusammengesetzt worden, an manchen Stellen war es brüchig vom Alter, an anderen Stellen waren die Stickereien abgeschabt, ja da und dort zeigten sich Löcher. Da brachte es der Besitzer zur Reparatur weg. Man sagte ihm: Dieser kostbare Mantel bedarf einer durchgreifenden Restauration, für die nur allerbeste Fachkräfte eingesetzt werden müssen; die früher verunstalteten Teile müssen wieder recht geordnet werden, alle Löcher und Lücken sind sorgfältig neu durchzuweben und alle altersschwachen Teile neu zu verstärken, die Stickereien aber müssen neu nachgestaltet werden – eine kostspielige und langwierige Arbeit. Der Besitzer entgegnete: Das kostbare Gewand gehört nicht mir allein, meine Brüder sind Mitbesitzer, darum muß ich zuerst diese fragen; damit ich aber das Gewand tragen kann, setzt einen neuen Untergrund darunter, damit es durch kräftigen Futterstoff zusammengehalten und vor weiterem Verfall bewahrt wird. So geschah es.

Die Liturgie ist der kostbare Königsmantel der Kirche; er ist im Laufe der Geschichte vielfach schlecht zusammengesetzt worden. Das Alter hat ihn da und dort brüchig gemacht, so daß er nicht mehr Schutz bietet gegen

den scharfen, kalten Wind der Zeit. Wegen seiner durchgreifenden Restaurierung sollen zunächst die Brüder unseres Heiligen Vaters, die Bischöfe der Weltkirche, auf dem Konzil befragt werden. Nun setzt man für's erste keinen geschmacklosen Flick auf das Gewand, sondern geschickt und kundig wird es mit einem neuen haltbaren Untergrund versehen. Das ist die neue Rubrikenordnung von 1955 zusammen mit der von 1960. Sie hält das

Gewand wieder zusammen, gibt ihm neue Tragfähigkeit und neuen Glanz; dazu wird an ein paar Stellen geschnitten und energisch ausgebessert. Doch die eigentliche durchgreifende Erneuerung steht noch aus. Voll Freude und Dankbarkeit begrüßen wir aber dieses vorläufige Werk, das am Königsmantel der Liturgie geschehen ist.»

BEGRIFFENE HOFFNUNG

Es kommt darauf an, das Hoffen zu lernen und zu wissen, wovon wir träumen müssen. Unser Leben ist von Träumen durchzogen. Darin ist ein Teil schale und entnervende Flucht. Auch Beute für Betrüger. Ein anderer Teil aber ist rein, spornt an, läßt sich mit dem schlecht Vorhandenen nicht abfinden. Dieser Teil hat die Hoffnung im Kern. Kein Mensch lebte je ohne Tagträume. Wichtig ist aber, sie immer besser kennen zu lernen und so untrüglich, hilfreich aufs Rechte gezielt zu halten. Es geht darum, unser unaufhörliches Hoffen in begriffene Hoffnung umzugestalten.

(1) Bericht

Unsere Tagträume haben eine utopische Funktion. In den ungerichteten und unbegriffenen Wünschen des kleinen Mannes ist ein antizipatorisches Bewußtsein am Werk. Kein Zweifel, unter Tagträumen gibt es niedere, windige, trübe, bloß entnervende Fluchtträume, mit lauter Ersatz darin. Bereits in ihnen dämmert aber unser Bewußtsein nach vorwärts. Das Noch-Nicht-Bewußte, Noch-Nicht-Gewordene erfüllt den Sinn des Menschen auf jeder Stufe seines Werdeganges. Von früh auf sucht man. Ist ganz und gar begierlich. Hat nicht, was man will.

Ein Kind greift nach allem, um zu finden, was es meint. Wirft alles weg, ist ruhelos neugierig und weiß nicht worauf. Später greift man tüchtiger zu. Wünscht sich dorthin, wo es benannter hergeht. Das Kind will dann Schaffner werden oder Zuckerbäcker. Das sieht nach etwas Rechtem aus. So träumt man sich langsam groß. Tiere, Dinge und Briefmarken sind in diesem Alter wie die Muschel, in der das Meer rauscht, wenn man sie nahe genug ans Ohr hält. Deshalb reißt der Junge aus, sammelt überall ein ihm Hergeschicktes, verlangt nach dem Bild der schönen Ferne, dem Wunderland, Jünglinge treiben auf ein edleres Leben, als es gegebenenfalls der Vater führt, auf ungeheure Taten zu. Der Wille zerbricht das Haus, worin er sich langweilt und worin das Beste verboten wird. Der Mann im Jüngling ist etwas, was erst noch gefunden werden muß. So wird er zuweilen erfunden. Die Anmaßungen solcher Hochstapelei sind kein Betrug. Sie korrigieren die Fälschung und schändliche Plaziertheit, in der die meisten leben müssen. Die Hochstapelei bleibt etwas sehr Sonderbares: sie zeigt Glanz, den alle meinen und der allen zukommt. Was wissen wir schließlich, wer wir sind? Dergestalt baut sich das Kind in endloser Geschichte sein Bergschloß an den Wolken.

Später melden sich süß gewordene Lüste, schäumen sogleich. Die Liebe läßt keinen allein ins geträumte Schloß. Überall spielt Verzauberung. Die Straße oder Stadt, worin die Geliebte wohnt, vergoldet sich, wird zum Fest. Der Name der Geliebten strahlt auf die Steine, Ziegel und Gitter aus, ihr Haus liegt allemal unter unsichtbaren Palmen. Ungeheuerlich ist aber auch die Qual des Versäumthabens. Denn das Mädchen, auch wenn man es wirklich finden sollte, kommt gegen die Verzauberung seines Bildes nicht auf.

Das Wünschen nimmt auch später nicht ab, es verringert nur das Gewünschte. Der älter gewordene Trieb zielt näher, er kennt sich aus, er richtet sich ein. Nicht aber, als nähme er dadurch das Leben hin, wie es ihm geworden ist. Wichtiges fehlt nach wie vor, also hört der Traum nicht auf, sich in die Lücken

einzusetzen. Der Traum spielt das Erwünschte auf, wie es hätte sein können, das Rechte, wie es hätte sein sollen. Alles Aufschneiden gehört hierher, auch aller dumme Stolz schlägt in diese Kerbe, und das Gedächtnis, daß die Sache anders war, gibt eitel-wunschgerecht nach. Nicht so fern von hier sind die mannigfachen Träume, die heimzuzahlen belieben. Sie sind besonders wohlschmeckend. Die Rache ist süß, als bloß vorgestellte aber auch schäbig. Die meisten Menschen sind zu feig zum Bösen, zu schwach zum Guten. Das Böse, das sie nicht oder noch nicht tun können, genießen sie im Rachetraum voraus. Besonders der Kleinbürger liebt seit alters die Faust im Sack. Daneben gibt es auch warme, harmlos närrische und bunte Tagträume im Leben des kleinen Mannes. Selbstverfaßte Romane beginnen sich auszuspinnen, das Ich betreffend. Die Wünsche in ihnen sind aber nicht mehr jung, nicht mehr voll Übermann, Traumschiff, Fürst admiral. Doch sind sie genügend abenteuerlich, um das häusliche Setzei mit Bratkartoffeln bis zur Unkenntlichkeit zu garnieren.

Der alternde Mann übt sich an Bildern, die ihm aus dem Kursaal des Lebens, den er nie betreten hat, entgegenschimmern. Die meisten älteren Herren auf der Straße sehen aus, als dächten sie an etwas ganz anderes. Das andere ist überwiegend Geld, doch auch dasjenige, in das es umgesetzt werden könnte. Eine Frau steht vor dem Schaufenster, sie blickt auf Eidechsen-schuhe, ein Mann geht vorüber, blickt auf die Frau, und so hat jedes von beiden ein Stück Wunschland. Langsam lernt man aber vergessen. Aufreizende Wünsche treten zurück, obzwar ihre Bilder bleiben. Wein und Beutel bleiben dem trivialen Alter als das ihm bleibend Erwünschte, und nicht immer nur dem trivialen. Der alte Mann kann aber auch gesammelt sein. Ein letzter Wunsch geht durch alle seine Wünsche hindurch, ein tüchtiges Verlangen, das nach Ruhe. Der Leerlauf des Lebens soll ringsum aufhören. Ohne gemeine Hast zu sein, das Wichtige zu sehen, das Unwichtige zu vergessen: dergleichen ist der eigentliche Traum im Alter.

Merkwürdig leicht lassen wir uns in jeder Phase des Lebens durch Unerwartetes unterbrechen. Als sei keine Stelle des Lebens so gut, daß sie nicht jederzeit verlassen werden könnte. Die Suche nach dem Besseren bleibt, auch wenn das Bessere noch so lange verhindert wird. Der wache, also offene Traum ist nie drückend. Er bringt Entspannung, Aufstieg und Erhöhung. Die Weite der Welt wird in ihnen sichtbar, im Sinne vollendeter Bilder, wie die Erde sie noch nicht trägt. Der Tagtraum ist daher immer eine versuchte Artikulierung des utopischen Hoffnungsinhalts. Die Wachträume ziehen allesamt ins Noch-Nicht-Bewußte, ins Ungewordene und Unerfüllte, ins utopische Feld. Sie stehen im Kraftfeld der Weltbewegung. In ihnen holt das Dasein zum Gegenzug aus: Krummes will gerade werden, Halbes voll.

(2) Grundlegung

Wie ist das Bewußtsein gebaut, das dergestalt träumen kann?

Zwei Grundbeschaffenheiten des tagträumenden Daseins: das Dunkel des gelebten Augenblicks und die Dämmerung nach vorwärts. Unser Augenblick ist dunkel. Der unmittelbare Puls des Lebens schlägt in uns ungehört, ungesehen. Am meisten

dunkel bleibt das Jetzt, worin wir als Erlebende uns jeweils befinden. Das gerade Gelebte ist selber am wenigsten erlebbar. Am Fuß des Leuchtturms ist kein Licht. An der Wurzel, im gelebten Ansich, in punktueller Unmittelbarkeit ist alle Welt noch finster. Das Heraufkommende hat aber den Abstand, den der Strahl des Bewußtseins braucht, um zu bescheinen. Woraus auch das Seltsame erhellt, daß kein Mensch richtig da ist, lebt. Denn Leben heißt doch Dabeisein, heißt nicht nur Vorher und Vorgeschmack. Es heißt den Tag pflücken, im einfachsten, gründlichsten Sinn. Aber indem gerade unser eigentlichstes Dabeisein keines ist, lebt noch kein Mensch wirklich.

Etwas treibt uns hinaus in die Weite, aus dem Dunkel der Nähe. Wir stürzen in ein offenes Vorwärts. Das Hohle und Dunkle des Augenblicks ist ein gärend Nicht. Das Nicht aber hält es bei sich nicht aus, ist vielmehr aufs Da eines Etwas treibend bezogen. So ist das Nicht ein Treiben nach dem, was ihm fehlt, nach dem Nicht-Da; es ist somit die Leere, aber zugleich der Trieb, aus ihr hinauszubrechen. Keiner hat sich diesen drängenden Zustand ausgesucht, er ist mit uns, seit wir und indem wir sind. Leer und daher gierig, strebend und daher unruhig geht es in unserem unmittelbaren Sein her. Das Nicht äußert sich als Hunger und was sich tätig anschließt: als Meinen und Intendieren, als Sehnsucht, Wunsch, Wille, Wachtraum, mit allen Ausmalungen des Etwas, das fehlt. Der Hunger ist somit die Schöpfungskraft an der immer wieder aufbrechenden Front einer unfertigen Welt. Hunger steht hier freilich nicht für das physische Magenknurren, sondern bedeutet Mangel schlechthin, Ungenügen. In ihm erschafft sich die Welt in jedem Augenblick neu. Wird dieses Streben nach Etwas erfüllt, so ist es Sehnen, der einzige bei allen Menschen ehrliche Zustand. Das Sehnen teilt sich je nach dem Etwas, auf das es gerichtet ist, wird also der oder jener einzeln benennbare Trieb. Indem das Sehnen zum Wünschen übergeht, legt es sich die mehr oder minder bestimmte Vorstellung seines Etwas zu, und zwar als eines besseren Etwas.

Alles Sehnen ist auf die Zukunft bezogen und enthält das Nein zum vorhandenen Schlechten und das Ja zum vorschwebenden Besseren. So verwandelt sich der Hunger in eine Sprengkraft gegen das Gefängnis der Entbehrung. Und genau an dieser Stelle bildet sich etwas, was das Wunschhafte aufs Ziel des besseren Lebens hinspannt: die Tagträume. Sie kommen allemal von einem Mangel her und wollen es abstellen, sie sind allesamt Träume von besserem Leben. Sie zeigen an, wieviel Jugend im Menschen lebt, wieviel in ihm steckt, das wartet. Das Warten will nicht schlafen gehen, auch wenn es noch so oft begraben wurde, es starrt selbst beim Verzweifeln nicht ganz ins Nichts. Auch der Selbstmörder flüchtet noch in die Verneinung wie in einen Schoß. Er erwartet Ruhe. Daß man derart in Träume segeln kann, macht den großen Platz des noch Offenen, noch Ungewissen im Menschen kenntlich. Der Mensch fabelt Wünsche aus, ist dazu imstande, findet dazu eine Menge Stoff, wenn auch nicht immer vom besten und haltbarsten, in sich selbst. Das Tier kennt nirgends dergleichen. Nur der Mensch ist gleichsam weniger dicht, obwohl er, mit Pflanze und Tier verglichen, viel intensiver da ist. In ihm ist etwas hohl geblieben, ja ein neuer Hohlraum des Seins erst entstanden. Darin ziehen Träume, und Mögliches, das vielleicht nie auswendig werden kann, geht inwendig um. Es besser zu wollen, das schläft nicht ein.

Vielleicht wäre es bequemer, die Sehnsucht zu vergessen als sie zu erfüllen, doch zu was würde das führen? Die Wünsche hörten doch nicht auf, oder sie verkleideten sich in neue. Wunschlos wären wir Leichen. Aber wir, Entbehrende, denken nicht daran, Wunschlos zu sein. Es dämmert bei uns nach vorwärts, ins Noch-Nicht-Bewußte. So steigt ständig nie Dagewesenes auf. Das Noch-Nicht-Bewußte ist der Geburtsort des Neuen. Wir träumen davon, daß unsere Wünsche einmal erfüllt werden. Wir träumen davon, wie die Redensart heißt, bei Tag und Nacht, also nicht nur bei Nacht. Die Menschen wie die Welt

tragen genug gute Zukunft. Ein Teil davon wird an gespiegelte Wunschbilder planlos vergeudet. Von diesen Spiegeln der Zukunft soll nun die Rede sein.

(3) Übergang

Mannigfach spiegelt sich in unserer gewordenen Welt das Eifne, das aussteht und nottut. Der Weg geht über die kleinen Wachträume zu den strengen, über die schwankenden und mißbrauchbaren zu den starken, über die wechselnden Luftschlösser zum einen, fleischgewordenen Zustand unserer Hoffnung. Auf halbem Wege begegnen uns seltsame Gestalten, Zwischenfiguren, Fabelwesen einer Zukunft. Ihnen allen ist ein Trieb zum Bunten als vermeintlich Besserem gemeinsam.

Reiz der Verkleidung, beleuchtete Auslage gehören hierher. Nicht jeder sieht nach etwas aus. Aber die meisten wollen angenehm auffallen und streben danach. Das noch nicht gewordene Mehr in uns wird in Ware umgewechselt, die am flottesten verkäuflich ist. Man pulvert das bißchen Vorhandene auf oder fälscht es um. Das Herrichten ist bald gelernt. So macht man sich heraus, dem Bild gemäß, das man als seines sieht. Keiner kann aus seiner Haut hinaus. Aber leicht ist man in eine neue hinein, daher eben ist alles Herrichten Ankleiden. Das frische Hemd liegt morgens ausgebreitet wie der junge Tag, ein neuer Mantel deckt alles Vergangene zu. Man fühlt sich sofort ohne Falte, wenn die Hose keine wirft. Noch stärker lockt die Sucht, sich zu verkleiden. Mittel dazu ist nicht das Kleid, sondern die Verkleidung, die Maske. Sie ist in vielen Fällen gar keine, sondern eine kleine Erfüllung. Der gut Verkleidete hat sich entkleidet, so sieht er inwendig aus.

Da gibt es auch reine Spiegel, die unsere Wünsche hell aufleuchten lassen. Das Märchen gehört dazu. Zuletzt wird es immer golden im Märchen, genug Glück ist da. Die Schwachen gelangen dorthin, wo das Leben gut geworden ist. Gesucht wird die goldene Zeit. Spricht man das Wort «Tischlein deck dich»; so bedeckt es sich augenblicklich mit Speisen, so gut, wie kein Wirt sie hätte beschaffen können, und ein großes Glas mit rotem Wein steht daneben. Auch andere Dinge, wie sie noch nie gesehen wurden, stehen uns bei: Knüppelausdemsack, fliegender Koffer, Galoschen des Glücks, Zauberpferd, Geist der Lampe.

Ein anderer schöner Spiegel: die Buden auf dem Jahrmarkt. Da geschieht Verfremdung, Gaukler treten auf. Uralte Volkslust, keineswegs einfache, erhält sich im Jahrmarkt. Ein Stück Grenzland ist da, zu sehr herabgesetztem Eintrittspreis, aber mit hoffnungsvollen Bedeutungen, konserviert in brutaler Schau, in vulgärer Hintergründigkeit.

Spiegel ist auch das reißende Märchen, die Abenteuergeschichte. Sie lebt am besten heute als Kolportage fort. Der große Traum darin ist: nie wieder Alltag. Und am Ende steht: Glück, Liebe, Sieg. Märchen wie Kolportage sind Luftschloß, doch eines in guter Luft und, soweit das bei bloßem Wunschwerk überhaupt zutreffen kann: das Luftschloß steht richtig. Spiegel menschlicher Wünsche, zukunftsbeladenen Glücks ist noch die Reise. Sie kann in verschiedenen Formen unternommen werden. Gemeinsam ist ihnen allen die «Verfremdung», die hier das genaue Gegenteil von Entfremdung bedeutet. Der richtig Reisende ist imstande, kraft der eigenen Verfremdung, die er den Gegenständen gibt, keine Abstumpfung des Alltags zu haben und an den Gegenständen gegebenenfalls Bedeutungen zu sehen, die im Alltag nur ein tüchtiger Maler entdeckt. Das Sammeln ist eine besonders vertrackte Art abzureisen, seit je. Es zieht zusammen, hält alles bei sich, insofern bleibt es ganz eng zu Hause. Es sucht andererseits das Seine so ferne wie möglich. Das ist widersprüchlich, aber eins in dem Wunsch, sich mit Seltenem zu umgeben, zeitlich oder räumlich Fernes gleichsam als Kapsel zu haben.

Es gibt auch eine Art, sich die Dinge lesend zu verfremden. Und zwar in eben die Gegend hin, wo es weht und raunt und

ahnungsvoll hergeht. Da diese Lust lesend zu sich genommen wird, muß man den Lehnstuhl nicht verlassen. Dunkler Gang und Treppe, Nacht, Friedhof, Eulen, alte Uhren, unbestimmtes Licht, rätselhaftes Geräusch, Falltüre, gotische Zimmer, Versteck schlechthin, unheimliche Gemälde mit allzu lebhaften Augen: dies füllt den Schauerroman, wesenhaft. Der Lesende, beim Feuer wird in die gänzliche Fremde entführt.

Auch was tanzt, will anders werden und dahin abreisen. Das Fahrzeug sind wir selbst, verbunden mit dem Partner oder der Gruppe. Der Tanz läßt uns völlig anders bewegen als am Tag, mindestens im Alltag, er ahmt etwas nach, was dieser verloren oder auch nie besessen hat. Er schreitet den Wunsch nach schöner bewegtem Sein aus, faßt es ins Auge, ins Ohr, in den ganzen Leib so, als wäre es schon jetzt.

Auch die Pantomime wird gelegentlich zur Verfremdung. Ein Drama ohne Worte erschließt sich in bedeutender Bewegung, der Sinn der Fabel vermittelt sich in Gebärden des Schweigens, in der eigentümlich offenen Aura um wortloses Zeigen und Handeln. Die bedeutende Pantomime wird aus dem Stoff menschlicher Hoffnung geschaffen und ihre stummen Bilder steigen ungewollt aus dem Reich der Wachtraumstimmung. – Schließlich ist der moderne Spiegel unserer Träume da, die Fabrik der allseitigen Verfremdung, der Film. Er ist gefüllt mit lauter gespiegelten Auf und Ab der Wunschtraumbewegung. In ihm wird Benachbartes mit den entfernten Landschaften unserer Träume verbunden. Wird der Film ganz transparent zu den menschlichen Träumen hin, so dreht sich der Hintergrund nach dem Vordergrund und Wunschhandlung, Wunschlandschaft steigt, obzwar nur fotografiert, ins Parterre.

Ist das alles Betrug? Man weiß zu gut, die Menschen wollen betrogen werden. Doch dies nicht nur, weil die Dummen in der Mehrzahl sind. Sondern weil die Menschen, zur Freude geboren, keine haben, weil sie schreien nach Freude. Das macht auch die Klügeren zeitweise eigensinnig, einfältig. Sie fallen auf Glanz herein, und es ist nicht einmal nötig, daß der Glanz Gold verspricht, hier kann bereits genügen, daß es glänzt. Auch der sonst Gewitzigte wird derart vom «Ende gut, alles gut» beeindruckt. Ein unüberhörbarer Trieb arbeitet in die Richtung des «guten Endes», er ist nicht auf die Leichtgläubigkeit beschränkt. Diese Hoffnung ist unzerstörbar im menschlichen Glückstrieb begründet, und zu deutlich war sie allemal ein Motor der Geschichte. Der dumme Trieb zum «guten Ende» kann ein kluger werden, der passive Glaube ein kundiger und aufrufender. Wenn wir schon ständig nach vorwärts träumen müssen, dann soll das, wovon wir über den gewordenen Tag hinaus träumen, erforscht und geprüft werden.

(4) Konstruktion

In welchen Entwürfen erschien geschichtlich die freie, gedachte Hoffnung? In jeder geschichtlichen Stunde wurden Systeme der Hoffnung erträumt. Die sich begreifende Hoffnung breitet sich aus in den ärztlichen und den sozialen, den technischen, architektonischen und geographischen Utopien, in den Wunschlandschaften der Malerei und Dichtung.

Vom Leib wird geträumt. Das Lager, von dem der Kranke aufsteht, wäre erst vollkommen, wenn er erfrischt statt nur geflickt wäre. Das bedeutet aber nicht weniger, als den Leib umzubauen. In diese Linie gehören alle Pläne, die nicht mit jeweils einzelner Heilung, sondern mit erstrebter Abschaffung gattungsmäßiger Übel beschäftigt sind: Beeinflussung des Geschlechts, künstliche Zuchtwahl, Abschaffung des Alters. Die Behandlung müßte ja bewußt bereits ins Vorbedingende eingreifen, woraus die Menschen kommen und worin sie körperlich leben, bevor sie überhaupt geschichtlich auftauchen. Das ist ihr Dasein im Mutterleib, weiter der ihnen von daher mitgegebene körperliche Zustand. Sich mit ihm nicht mehr abzufinden, wie er gerade geworden, liegt dem Menschen, der nirgends sein Geschick hinnimmt, nahe. Die Kühnheit liegt

ihm nahe, den Leib vor der Geburt bereits in seinen Anlagen richten zu wollen. Ihn nach der Geburt bewußt, gegebenenfalls ändernd, vital umzuformen, von der beherrschenden inneren Sekretion her oder aus noch unbekanntem Bildekräften. Schmerzloses, langes, bis ins höchste Alter, bis in einen lebenssatten Tod (nicht zu vergessen: der endgültige Plan, der letzte medizinische Wunschtraum ist nichts Geringeres als die Abschaffung des Todes) aufsteigendes Leben steht aus, wurde stets geplant. Wie neu geboren: das meinen die medizinischen Grundrisse einer besseren Welt, was den Leib angeht.

Die Menschen haben aber keinen aufrechten Gang, wenn das gesellschaftliche Leben selber noch schief steht. Deshalb wurden auch stets soziale Utopien entworfen. Seit mehr als zweitausend Jahren wird in den sozialen Wunschbildern einer besseren Zukunft (wie sie Platon, Augustinus, Joachim de Fiore, Thomas Morus, Proudhon, Bakunin, Marx und andere mehr aufgestellt haben) die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen abgeschafft. Sie kontrastierten die Welt des Lichts gegen die Nacht, malten ihr Lichtland breit aus mit dem gerecht gewordenen Glanz, worin der Unterdrückte sich erhoben, der Entbehrende sich zufrieden fühlt. Daß dieser phantastisch gemalte Zustand (da plant Fourier, als Draufgabe zur sozialen Befreiung, eine Nordpolkrone, die duftet, wärmt und leuchtet, aus der ein Fluidum ausgeht, das das Meer entsalzt, ja zur Limonade verbessert) so oft nur in Kolportage vorstellbar war, überrascht nicht. Es ist immerhin der Zustand, wie ihn heute noch der Soldat in Brechts «Dreigroschenroman» als endlich eingetreten träumt: «Die Gemeinheit verlor ihren hohen Ruhm, das Nützliche wurde berühmt, die Dummheit verlor ihre Vorrechte, mit der Roheit machte man kein Geschäft mehr.» Seit Solons Entwurf von einem Leben der stillen, bescheidenen Mitte bis zum Marxismus, zur konkreten Antizipation einer klassenlosen Gesellschaft wurden erträumte Vollkommenheitssymbole gedanklich bis zum Ende getrieben. So wichtig auch die Sozialutopien für die Deutung der menschlichen Hoffnung sind, läßt sich das Utopische nicht auf sie allein beschränken. Auch in anderen Sphären menschlichen Schaffens ist eine utopische Tendenz am Werk. So zeigen Technik, Architektur und Geographie eine deutliche Bezogenheit auf einen utopischen Pol.

Technische Forschung hat sehr viel Utopie im Leibe. Francis Bacons «Nova Atlantis» sollte zwei Fragen beantworten: die nach dem besten Forschungsinstitut, die nach dem besten Staat. Vollkommene Forschung und vollkommener Sozialzustand wurden damit identifiziert. Die endgültig durch die menschliche Forschung manifestierte Natur und die endgültig offen gewordene Geschichte erschienen gemeinsam am Horizont utopischer Zukunft. Der Traum aller großen Erfinder ist ein durch die Technik aufgeschlossener Kosmos, in dem der Mensch sich seinerseits vollkommen aufschließen kann. – Auch sämtliche großen Bauwerke waren in die Utopie, in die Vorwegnahme eines menschenadäquaten Raumes hineingebaut. Sie waren vorausgebaute Heimat. Die architektonische Utopie hatte zwei Höhepunkte: die Pyramide, das in Kristallform nachgebildete Universum als Rahmen endgültiger Ruhe, und die gotische Kathedrale, das zur Jubelsymbolik gewordene Organisch-Menschliche als Lebensraum der eschatologischen Gemeinde. Beide zusammen deuten die Fülle des architektonischen Zukunftstraums an: ein vollkommen zum Heim gewordener Kosmos und in ihm das zu seiner vollen Freiheit erblühte Humanum.

Die utopische Intention der geographischen Entdeckungen war seit je die Verwandlung der Welt und der Einzug ins gelobte Land. Nicht anders haben Marco Polo und Kolumbus ihre kühnen Entdeckungsfahrten verstanden. Ein Glücksland wurde stets erträumt, wo aus der Natur das Banale, aus der Uhr des Kosmos jedes Hemmrad genommen ist. Kolumbus sprach sogar vom Neuen Himmel und von der Neuen Erde, die durch ihn erreicht seien. Die letzte Intention der Entdeckung

ist das Endgültig-Neue. Noch eine andere als die waagrechte See lockt seit je, die senkrechte über uns. Ein uralter Wunsch zielt dahin, die Küsten des Weltraums zu befahren, an ihnen zu landen. In all dem Auszug nach einem geographisch objektiven Ziel ist eine utopisch latente Absicht verborgen: die Erde insgesamt, in ihrer Latenz, ist der noch unfertige Raum letzter Vollendung.

Malen ist auftauchen in einem anderen Ort. Der Künstler erfaßt in seinem Gegenstand eine innere Latenz und treibt sie zu Ende, indem er den Einzelgegenstand in den Raum seiner letzten Vollendung hineinstellt. Es wird immer Vor-Schein gemalt. Wegen dieses Vor-Scheins ist die Kunst überall nur Perspektive auf die immanente Vollendung.

Das Dichten ist seinerseits auch Auftauchen in einem anderen Ort. Es macht Dinge und Bezüge transparent. In Dantes Himmelsrose wird das All in seinem Wesen offenbar. Die Dichtung macht die währende Ungelungenheit unserer Welt deutlich und schärft zugleich unseren Blick für die Intentionen der Hoffnung.

Auch die Suche nach Weisheit, die Philosophie, trug stets utopische Züge. Die Philosophien sind ihre Zeit, in Gedanken ausgedrückt, doch ihre Themen liegen deshalb, weil sie in einer einzigen Epoche nie erschöpfbar, nicht einmal ganz formulierbar sind, weit über die jeweilige Zeit, auch Gesellschaft, hinaus. Die Philosophen träumen von einer eigenen Wunschlandschaft. Demokrit verlangt nach Gemütsstille des die innere Notwendigkeit des Schicksals erkennenden Menschen. Platon ersehnt sich ein Hineinragen in das mystisch Unbekannte des höchsten Seins. Augustinus erahnt eine eschatologisch endgültig hellgewordene Welt. Giordano Bruno spricht von einem kunstwerkhaft vollendeten Kosmos. Spinoza verkündet eine feierliche Wunschgemüt-Landschaft des Alls, das dasteht als Kristall, ohne Unwesentlichkeit und ohne Unvernunft, mit der Sonne im Zenith, so daß kein Ding einen Schatten wirft. Kant erschließt die große Hoffnungsperspektive eines moralischen Reiches Gottes auf Erden. Überall erhebt sich aus dem menschlichen Denken ein Optativ, «Wenn es doch so wäre!», drängt in die Handlung, macht sich zur Aufgabe.

Die Reihe all dieser konstruktionshaften Ausgestaltungen endet sinngemäß, auf den immer entscheidenden Boden niedergehend, in den Fragen eines Lebens der erfüllenden, von Ausbeutung befreiten Arbeit, aber auch eines Lebens jenseits der Arbeit. Das ist die Wunschlandschaft der Muße, eines ganzheitlich vergegenwärtigten Selbstseins in einer gleichfalls entfremdeten Welt. Der letzte Wille in den utopischen Ausgestaltungen unserer Hoffnung ist der, wahrhaft gegenwärtig zu sein. So daß der gelebte Augenblick uns, und wir ihm gehören. Der Mensch will endlich als er selber in das Jetzt und Hier, will ohne Aufschub und Ferne ein volles Leben. Die Hoffnungsbilder der Konstruktion drängen also unweigerlich zu denen des erfüllten Menschen selber und der voll vermittelten Umwelt. Was ist dieser letzte Inhalt unserer Hoffnungsintentionen?

(5) Identität

Das Letzte, das Überhaupt dessen, was Menschen hoffend erstreben, ist Heimat. Sie ist die noch ungefundene, die erfahrene Noch-Nicht-Erfahrung in jeder bisher gewordenen Erfahrung. Sie liegt im dunklen Grund aller Wachträume, Hoffnungen und Utopien.

Das Symbol dieser immer schon intendierten Heimat ist der «erfüllte Augenblick». Das «Verweile doch, du bist so schön», zum Augenblick gesagt, bezeichnet das schlußendliche Da-Sein der Utopie schlechthin. Alle Zeichen der Hoffnung konvergieren in einem Unbestimmbaren, dessen Chiffren sind: Selbstergreifung, Seinsmächtigkeit, letzte Adäquation des Menschen mit sich selbst, volle Existenz ohne Hinterwelt, fleckenlos gewordenes Dasein, ganzheitliche Selbstgegenwart, letzte Versenkung ohne schäumendes Außersichsein, schlechthinnige

Selbstidentität ohne jede mögliche Entfremdung, Erreichen des unbedingten Genugs, Aneignung des höchsten Guts, das in uns zum mächtigsten Glück wird, ungeteiltes Dabeisein, Nähe des für immer Gutgewordenen, endgültige Ruhe in höchster Konzentration auf das eine Notwendige. Die Gesichter, die sich in diese utopische Richtung wandten, waren zwar zu jeder Zeit verschieden, genauso wie das, was sie darin im Einzelnen, von Fall zu Fall, zu sehen meinten. Dagegen ist die Richtung überall verwandt, ja in ihrem noch verdeckten Ziel die gleiche. Sie erscheint als das einzig Unveränderliche in der Geschichte. Glück, Freiheit, Nicht-Entfremdung, Goldenes Zeitalter, Land, wo Milch und Honig fließt, das Ewig-Weibliche, Trompetensignal im Fidelio und das Christförmige des Auferstehungstages: es sind so viele und verschiedenwertige Zeugen und Bilder, doch alle um Das her aufgestellt, was für sich selber spricht, indem es noch schweigt.

Das Ziel der Hoffnung ist und bleibt noch verdeckt, das Überhaupt des Willens noch ungefunden, das Licht seines Wesens, seines intendierten Grundinhalts noch nicht aufgegangen. «Terminus», sagt der unruhige Scholastiker Abälard, «est illa civitas, ubi non praevenit rem desiderium, nec desiderio minus est praemium», Ziel ist jene Gemeinschaft, wo die Sehnsucht der Sache nicht zuvorkommt, noch die Erfüllung geringer ist als die Sehnsucht.

Das menschliche Vermögen zu solch absolutem Zielbegriff ist das Ungeheure in einem Dasein, wo das Beste noch Stückwerk bleibt, wo jeder Zweck immer wieder zum Mittel wird, um dem noch gänzlich unsichtigen, ja an und für sich selbst noch unvorhandenen Grundziel, Endziel zu dienen. Die Welt ist voll Anlage zu etwas, Tendenz auf etwas, Latenz von etwas. Das so intendierte Etwas heißt Erfüllung. Deshalb ist Erwartung, Intention, Hoffnung auf noch ungewordene Möglichkeit nicht nur ein Grundzug des menschlichen Bewußtseins, sondern, konkret berichtet und erfaßt, eine Grundbestimmung innerhalb der objektiven Wirklichkeit insgesamt. Das Sein versteht sich erst aus seinem tendenzhaften, noch unabgeschlossenen Wohin. Wesen ist nicht Ge-wesenheit; konträr: das Wesen der Welt liegt selber an der Front. Der Mensch lebt noch überall in der Vorgeschichte. Die Menschheit hat sich selbst noch vor sich, sie hat überhaupt noch nicht angefangen, sie ist uns aufgegeben, sie ist unsere Hoffnung. Alles und jedes steht noch vor der Erschaffung der Welt, als einer rechten. Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte ist aber der schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfaßt und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.

Das schlechthin Überbietende letzter Erfüllung ist am großartigsten in dem Paulussatz angedeutet: «Das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben.» Das ist das Vermächtnis radikalster Hoffnung, die als solche eben die zentralste ist: die des intensivsten Mittelpunkts von allem.

*

Diese Gedanken wurden in ihrer Gesamtheit von einem marxistischen Philosophen entwickelt, von *Ernst Bloch*, dem 1937 wegen seines «verderblichen Einflusses auf die Studentenschaft» (es ist dieselbe Anklage wie einst gegen Sokrates) zwangseriterten Direktor des Philosophischen Instituts der Universität Leipzig. Die fünf Punkte unseres aufrißartigen Berichtes sollten die fünf Teile seines im Suhrkamp-Verlag als Lizenzausgabe erschienenen Hauptwerkes «*Das Prinzip Hoffnung*»¹ möglichst

¹ *Ernst Bloch, Das Prinzip Hoffnung*. Zwei Bände, 1657 Seiten, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main, 1959, DM 58.—. Die fünf Teile des Werkes sind: *Erster Teil* (Bericht); *Kleine Tagträume*. I. S. 21–45; *Zweiter Teil*

sinngemäß und sogar sprachgetreu zusammenfassend wiedergeben. Dem westlichen Leser machte der Suhrkamp-Verlag in einer billigen Ausgabe auch die erstmals 1930 erschienene Sammlung von Geschichten und Parabeln Ernst Blochs, «*Spuren*», zugänglich, ein Werk, das schlichte Erzählung und hintergründige Daseinsdeutung zu verflechten weiß und darin das Gedankliche, etwa in der Art Johann Peter Hebels, in menschlich vertraute Nähe zu bringen vermag.²

Ernst Bloch hat die bisher gänzlich unbewältigte Aufgabe auf sich genommen, die menschliche Hoffnung in ihrer lebensgestaltenden und geschichtsschaffenden Dynamik zu erfassen und sie auf ihre letzte Intention hin zu befragen. Daß er die Erfüllung unserer Hoffnung schließlich marxistisch «einengt», mindert nicht das Geringste an seinem Verdienst, den gewaltigen Hoffnungsdynamismus des Daseins bis in seine einfachsten, ja banalsten Äußerungen erschlossen zu haben. Uns Christen sind alle Träume der Menschheit wesensverwandt. Wir fühlen uns mit jeglicher Hoffnung solidarisch. Deshalb kommt uns die Sprache Blochs so bekannt vor und deswegen spüren wir beim Lesen seines Werkes: hier spricht ein Bruder, der es mit dem Dasein gut meint.

Alle großen Philosophen sind insofern groß, als sie uns erlauben, aufgrund der von ihnen aufgestellten Prinzipien ihr eigenes System zu überschreiten. Dies ist auch bei Ernst Bloch der Fall. Das von ihm entworfene Ziel der Hoffnung ist dermaßen erhaben, daß es schließlich jeden immanenten Deutungsversuch sprengt. Bloch selber sprach den Satz aus (dessen volle Bedeutung ihm vielleicht nicht bewußt wurde): «Also gibt das Dunkel der Nähe auch den letzten Grund für die Melancholie der Erfüllung: kein irdisches Paradies bleibt beim Eintritt ohne den Schatten, den der Eintritt noch wirft» (I, 348). Also kann das Paradies, in dem das Dasein «schattenlos und gänzlich lichterfüllt» wird, kein irdisches sein. Der Grund dafür ist das «Dunkel der Nähe». Ist das Dasein durchaus bei sich, ganz

(Grundlegung): Das antizipierende Bewußtsein. I. S. 49–391; *Dritter Teil* (Übergang): Wunschnbilder im Spiegel. I. 395–519; *Vierter Teil* (Konstruktion): Grundrisse einer besseren Welt I. S. 523–817; II. 819–1086; *Fünfter Teil* (Identität): Wunschnbilder des erfüllten Augenblicks. II. S. 1089–1628.

² Ernst Bloch, *Spuren*. Neue erweiterte Ausgabe. 228 Seiten, Bibliothek Suhrkamp 54, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main, 1959, DM 5.80.

Der amerikanische Katholizismus einst und heute

Amerika ist für viele Europäer die «große Unbekannte». Daraus ergibt sich, daß auch eine große Zahl der europäischen Katholiken die katholische Kirche Amerikas so gut wie gar nicht kennt. Selbst dort, wo ein Katholik in Europa mit einem amerikanischen Katholiken sehr enge Verbindungen unterhält, bleibt es meist wahr, daß er – obwohl der gemeinsame Glaube vielleicht eine gewisse Sympathie begründet – vom amerikanischen Katholizismus nur sehr wenig weiß.

Unser Aufsatz will darum die großen Linien des kirchlichen Lebens in Amerika nachziehen. Nach einigen statistischen Angaben über die Lage der Kirche in den Vereinigten Staaten, sollen die geschichtlichen Wurzeln des amerikanischen Katholizismus kurz dargestellt, dann eine Charakteristik des einzelnen amerikanischen Katholiken gegeben werden, um zum Abschluß noch etwas über die heutige Lage der Kirche in der amerikanischen Gesellschaft zu sagen.

Statistische Angaben

In den Vereinigten Staaten gibt es heute ungefähr 40 Millionen Katholiken. Damit steht zahlenmäßig die Kirche der Vereinig-

ten Staaten nach Brasilien und Italien an dritter Stelle in der ganzen Welt. Die Katholiken machen 22 Prozent der Bevölkerung aus, das Verhältnis ist also ungefähr eins auf fünf. Von den amerikanischen Kirchen ist die katholische bei weitem die größte, wenn man die verschiedenen protestantischen Gemeinschaften einzeln verrechnet. Die größten von ihnen sind die Methodisten mit neun Millionen und die Baptisten mit acht Millionen. Wenn man jedoch von der Religionszugehörigkeit der Amerikaner spricht, muß man praktisch die protestantischen Gemeinschaften wie eine Einheit ansehen und, so gesehen, gibt es 65 bis 70 Millionen Protestanten. Daneben stehen noch 60 Millionen ohne jede Religionszugehörigkeit, sodaß die Katholiken aufs Ganze gesehen eine Minderheit ausmachen. Daraus ergibt sich, daß eine der größten katholischen Kirchen der Welt im eigenen Land eine Minderheit darstellt. Dabei handelt es sich keineswegs nur um Zahlen; wie wir sehen werden, ist auch sozial und psychologisch die amerikanische Kirche eine Minderheit, und das ist das Bedauerliche.

Die ganze Philosophie Ernst Blochs, mit ihren schönen, reichhaltigen und feinen Analysen all dessen, was in uns essen, trinken, lieben, überwältigen, sich ausleben und sich erfüllen will, kann also «heimgeholt», oder besser, christlich «übersteigert» werden. Der Marxist hat also, ohne es selber zu wissen, uns gezeigt, wie der Himmel ein dynamisches Aufbauprinzip unserer Welt ist, wie die ahnungshafte Vorwegnahme der endgültigen Gemeinschaft mit Gott im menschlichen Bewußtsein überall am Werk ist. Der Mensch träumt ständig vom Himmel. Indem und insofern er so träumt, ist er Mensch. Blochs Analysen, seine Enzyklopädie menschlicher Daseinsäußerungen, soweit sie der Zukunft zugewandt sind, angefangen von den kleinen Tagträumen des Alltags, von Jahrmarktsrummel, Kolportage und Verkleidung über alle die Utopien und Wunschnbilder, die sich die Menschen seit eh und je in Politik, Wissenschaft, Kunst und Philosophie zurechtgelegt haben; bis hin zu den Offenbarungen des höchsten Augenblicks, zeigen jenen Seinsstoff menschlicher Innerlichkeit, aus dem Gott unsere wahre Heimat, das himmlische Jerusalem aufbaut. So erscheint der Himmel als immer schon hineingesenkt in die menschliche Geschichte und ins menschliche Bewußtsein. Als dasjenige, das die menschliche Bewußtseinsregung und die Bewegung der Geschichte erst möglich macht, das immer und überall schon jetzt vorscheinhaft da ist und worin noch niemand war.

Dr. Ladislaus Boros

ten Staaten nach Brasilien und Italien an dritter Stelle in der ganzen Welt. Die Katholiken machen 22 Prozent der Bevölkerung aus, das Verhältnis ist also ungefähr eins auf fünf.

Von den amerikanischen Kirchen ist die katholische bei weitem die größte, wenn man die verschiedenen protestantischen Gemeinschaften einzeln verrechnet. Die größten von ihnen sind die Methodisten mit neun Millionen und die Baptisten mit acht Millionen. Wenn man jedoch von der Religionszugehörigkeit der Amerikaner spricht, muß man praktisch die protestantischen Gemeinschaften wie eine Einheit ansehen und, so gesehen, gibt es 65 bis 70 Millionen Protestanten. Daneben stehen noch 60 Millionen ohne jede Religionszugehörigkeit, sodaß die Katholiken aufs Ganze gesehen eine Minderheit ausmachen. Daraus ergibt sich, daß eine der größten katholischen Kirchen der Welt im eigenen Land eine Minderheit darstellt. Dabei handelt es sich keineswegs nur um Zahlen; wie wir sehen werden, ist auch sozial und psychologisch die amerikanische Kirche eine Minderheit, und das ist das Bedauerliche.

Doch fahren wir zunächst mit unserer Bestandaufnahme fort. Zwei Merkmale möchte ich hervorheben: das eine ist geographischer, das andere sozialer Natur. Beide scheinen nichts Besonderes und doch müssen sie vermerkt werden, weil sie einen bedeutsamen Unterschied zur Lage der Kirche in Europa aufweisen.

Zunächst also: die Katholiken Amerikas haben ihre Schwer-

punkte nicht auf dem Land, sondern in den Städten. Wir finden sie in ihrer weit überwiegenden Mehrheit in Großstädten, in denen sie deshalb einen viel höheren prozentualen Anteil an der Bevölkerung ausmachen als der auf das ganze Land fallende Anteil vermuten läßt. In Orten wie Boston, New York, Pittsburgh, Chicago und San Francisco findet man darum, wenn man nach ihnen fragt, mühelos die «Papisten». Mehr als ein Drittel aller amerikanischen Katholiken (14 600 000 von 40 000 000) wohnt in den zehn größten Städten der Vereinigten Staaten. Allein in Chicago gibt es 1 900 000 Katholiken.

Aufs Ganze gesehen befindet sich die Mehrzahl der Katholiken im Norden und im Osten des Landes. Im Süden gibt es relativ nur sehr wenige. Der Süden ist die typisch protestantische Gegend der USA.

In Klammer sei darauf hingewiesen, daß sich daraus die so geringe Anzahl schwarzer Katholiken in den Staaten wenigstens teilweise erklärt. Auf 18 Millionen Schwarze kommen nur 500 000 Katholiken! Zur Zeit der Emanzipation befanden sich die Schwarzen im Süden. Weil es dort nur wenige Katholiken gab und die öffentliche Meinung gegen soziale Unternehmungen unter den Emanzipierten eingestellt war, hat die Kirche ein größeres und wirksameres Apostolat unter ihnen nicht aufziehen können.

Aber kehren wir zu unserem Thema zurück: der Süden ist – wie gesagt – protestantisch. Ebenso die Mitte und der Mittlere Westen, immer mit Ausnahme der Großstädte (wie Chicago, Milwaukee, Cleveland u. a.), in denen es zahlreiche Katholiken gibt. Diese geographische Verteilung des amerikanischen Katholizismus beginnt sich zwar infolge der seit dem Krieg immer stärker werdenden Bevölkerungsverschiebungen zu verändern, ist aber im großen und ganzen auch heute immer noch wahr.

Das andere Merkmal des amerikanischen Katholizismus besteht darin, daß er die Religion der Arbeiterklasse ist. Ein deutlicher Unterschied zur Kirche in Europa läßt sich kaum denken! Teilt man die amerikanische Gesellschaft nach dem üblichen Schema in eine gehobene, mittlere und eine Arbeiterschicht, dann wird man in der gehobenen Schicht nur sehr wenige Katholiken finden; aber selbst in der mittleren Schicht wird ihr prozentualer Anteil bedeutend niedriger sein als es dem allgemeinen Bevölkerungsanteil entspräche. In der Arbeiterklasse hingegen liegt der prozentuale Anteil mehr als 10 Prozent über dem erwarteten Durchschnitt. Ungefähr 55 Prozent der katholischen Angestellten sind sogenannte Handarbeiter. 29 Prozent der katholischen Lohnempfänger gehören einer Gewerkschaft an, gegen nur 18 Prozent der Lohnempfänger im Bevölkerungsdurchschnitt. Von den Verzweigungen dieser Tatsachen wird noch zu berichten sein. Im Augenblick genügt es, diesen Aspekt der Lage der Kirche in den Vereinigten Staaten festzuhalten.

Geschichtliche Wurzeln

Diese statistischen Angaben über die Kirche in den USA vorausgesetzt, kommen wir nun zum ersten Hauptteil unserer Ausführungen. Einige Grundelemente des amerikanischen Katholizismus sollen hier dargelegt werden. Sie sind – ähnlich den Fundamenten eines Gebäudes – dem Auge nicht immer sichtbar, aber sie haben trotzdem – wie die Beschaffenheit des Gebäudes oder die Art des verwendeten Baumaterials – einen Einfluß auf das ganze Gebäude.

Zunächst dürfen wir niemals vergessen, daß die amerikanische Kirche eine Einwandererkirche ist. Ihr Kern besteht aus Abkömmlingen von Leuten, die in den letzten hundert Jahren nach Amerika eingewandert sind. Hier liegt die Quelle ihres Wachstums, ihres Einflusses, ihrer Vitalität. Von 1850 bis 1900 sind fünf Millionen Katholiken als Einwanderer nach Amerika gekommen. Die bedeutendsten Gruppen stammen von Irland, Deutschland, Italien, Polen und anderen slawischen Ländern. In Chicago gab es vor ein paar Jahren 56 polnische Pfarreien.

Der Kirche schenkte diese massive Einwanderung Söhne und Töchter, stellte sie aber auch vor eine Reihe schwieriger Probleme. Sie mußte diese Menschen aufnehmen, ihnen helfen bei allen auftauchenden Schwierigkeiten: Arbeitsplatz, Sprache, Lebensgewohnheiten. Die Kirche hat dieser Aufgabe in bewundernswerter Weise entsprochen. Ein amerikanischer Geschichtsgelehrter, *Henry S. Commager*, beschrieb die Tätigkeit der Kirche in dieser Periode mit den Worten: «Man kann sehr wohl sagen, daß die katholische Kirche in dieser Zeit eines der wirksamsten Mittel für die Demokratie und die Amerikanisierung darstellte. Sie war in gewissem Sinn die Kirche für den Neuankömmling, der nur allzu oft als Fremdling und Ausländer angesehen wurde. Sie gab ihm geistliche Hilfe und soziale Sicherheit.»

Aber gerade weil sie den Bedürfnissen der Einwanderer so gut entsprach, galt sie in den Augen vieler Amerikaner als die Kirche der Ausländer, ja als eine ausländische Kirche. Weil die neu hinzugekommenen Katholiken vielfach keine Anglo-Sachsen waren und nicht englisch sprachen, bewirkten sie eine gewisse Entamerikanisierung der Kirche. Wie dem auch sei, im Denken des Amerikaners sind Katholizismus und Ausländer zu verwandten Begriffen geworden.

*

Eng damit verbunden ist ein zweiter Grundzug des amerikanischen Katholizismus aus seiner Gründerzeit: der typische Katholik war Arbeiter. Der Einwanderer kam in die Vereinigten Staaten, als dort die Industrialisierung einsetzte. Von wenigen Ausnahmen abgesehen brachte er keine Fachkenntnisse mit. Er mußte sehen, wo er unterkam, und das war eben im allgemeinen eine ganz bescheidene Stelle als Handarbeiter. Tausende katholischer Einwanderer arbeiteten so bei der Eisenbahn, in Schlachthäusern und in Bergwerken. Die Kinder wurden oft in jungen Jahren schon von der Schule genommen, damit auch sie zur Arbeit kamen. Das war hinwieder ein Nachteil für später, denn so kamen sie über die Handarbeit nicht hinaus. Es lassen sich natürlich Beispiele von Einwanderern nennen, die diesem Teufelskreis entrannten, wie etwa der Vater der Fürstin von Monaco. Mister Kelly kam ohne einen Rappen nach Amerika und war 50 Jahre später ein mehrfacher Millionär. Die allgemeine Regel war das aber nicht. Der typische Katholik war Arbeiter und das hatte selbstverständlich im sozialen, wirtschaftlichen und psychologischen Bereich seine Auswirkungen.

*

Einen dritten Aspekt der Grundgegebenheiten des amerikanischen Katholizismus stellt der Konflikt dar, der sich aus der Gegenüberstellung der kirchlichen Autorität und des Liberalismus der amerikanischen Gesellschaft ergibt. Die Schwierigkeit darf nicht unterschätzt werden. Dieser Liberalismus ist nämlich gewissermaßen der ideologische Boden, auf dem das Gebäude der Kirche sich erhebt. Zwischen der geistigen Einstellung des Amerikaners, zwischen seiner Mentalität und gewissen Grundzügen katholischen Denkens besteht ein – wenigstens anscheinendes – Mißverhältnis. Wieso?

Die Kirche handelt, spricht, lehrt mit Autorität. Sie hält gewisse Aussagen für wahr, andere für falsch. Sie glaubt, von Gott Wahrheiten erhalten zu haben, die sie aller Welt kundtun muß, und die alle Welt auch anzunehmen gehalten ist.

Das amerikanische Denken aber ist pragmatisch, relativistisch, mit einem Wort: liberal. Der durchschnittliche Amerikaner ist der Ansicht, jeder Mensch habe ein Recht auf seine Meinung über jede beliebige Frage und – was einer nicht wolle, dazu könne er auch nicht verpflichtet werden.

Verstehen wir uns recht. Ich spreche in keiner Weise von einer echten und in der Sache begründeten Unvereinbarkeit von Demokratie und Katholizismus, von Freiheit und Dogma. Wir wissen genau, diese Dinge sind keine Gegensätze, sondern ergänzen sich. Der Gegensatz, von dem ich spreche, ist also ein

scheinbarer. Er wurzelt in einem mangelnden Verständnis dessen, was Dogma und Freiheit eigentlich bedeuten. Trotzdem empfinden viele meiner Mitbürger hier eine ernste Schwierigkeit und die Kirche hat darunter nicht wenig zu leiden. In vielen Einzelfragen wird das sichtbar. Katholiken und Liberale streiten sich fast dauernd über die Erlaubtheit einer Bücher- und Filmzensur. Auch bei der Diskussion über die Geburtenkontrolle bildet das den Hintergrund. Viele der Fragen, denen Präsident Kennedy bei der Wahlkampagne ausgesetzt war, kamen von dem Verdacht und den Befürchtungen, die der durchschnittliche Amerikaner gegenüber der Kirche empfindet. Das sind einige Wurzeln des amerikanischen Katholizismus, Elemente, die seine Stellung in der amerikanischen Gesell-

schaft tief beeinflussen. Was ergibt sich daraus? Wir übertreiben nicht, wenn wir sagen: Katholisch zu sein, bedeutet in den Vereinigten Staaten keinen Vorteil! Sozial ist es nicht chic, wirtschaftlich bringt es keinen Gewinn. In Europa bleibt der Katholizismus immerhin eine anerkannte und annehmbare Sache. In Amerika kann man das nicht sagen. Man hat im Grund vielmehr ein Vorurteil gegen den Katholizismus. Dieses Vorurteil wechselt von einer Gegend zur andern, von einer Schicht zur andern, von einer Epoche zur andern. Es ist aber immer da und man kann über die Stellung der Kirche sich kein Urteil erlauben noch ihre Arbeit richtig einschätzen, wenn man sie nicht in diesem Licht sieht.
(2. Teil folgt)

William J. Sullivan

Die Russisch-Orthodoxe Kirche in der Verfolgung

Als Stalin 1941 unter dem Druck des Krieges sich des Wohlwollens sämtlicher Volksteile versichern mußte, war es für ihn das Gebot der Stunde, die Kirchenverfolgung, deren aktivste Phase in die Zeit von 1927–1939 fiel, einzustellen, um auch die Unterstützung der kirchentreuen Bevölkerungskreise zu gewinnen. Die daraufhin eintretende Ruhe diente sowohl dem Staat als auch der Kirche. 1943 konnte endlich auch wieder ein Patriarch gewählt werden, nachdem der Sitz seit dem Tod von Patriarch Tichon im Jahre 1927 vakant geblieben war. Die Lage der Kirche begann sich zu konsolidieren und Stalin, mehr Pragmatist als Ideologe, sah den Nutzen, der ihm selbst aus der neuen Situation erwuchs. Die Kirche erfreute sich auch nach dem Krieg einer relativ großen Freiheit, wofür sie allerdings einen hohen Preis zu zahlen hatte, indem sie von den Kommunisten als Propagandapferd mißbraucht wurde.

Mit dem Auftreten Chruschtschew, das heißt seit 1954, hat sich das Verhältnis gegenüber der Kirche wieder grundlegend geändert. Der neue Kurs wurde bereits in den ZK-Beschlüssen der KPdSU vom 10. November 1954 festgelegt, wo es unter anderem heißt:

«Gegenwärtig sind in der UdSSR infolge des Sieges des Sozialismus und der Liquidierung der Ausbeuterklassen die sozialen Wurzeln der Religion untergraben und die Grundlagen vernichtet, auf welche sich die Kirche stützt ... Darum muß der Kampf gegen die religiösen Vorurteile jetzt als ideologischer Kampf der wissenschaftlichen, materialistischen Weltanschauung gegen die unwissenschaftliche, religiöse Weltanschauung angesehen werden» («Pravda», 11. 11. 1954).

Zwar wurde und wird die Kirche auch weiterhin zu Propagandazwecken mißbraucht und der Patriarch (wenigstens nach außen) mit dem nötigen Aufwand an diplomatischen Ehrenbezeugungen bedacht, aber hinter den Kulissen zeichnet sich, besonders seit 1957, eine ständig zunehmende Verfolgung der Russisch-Orthodoxen Kirche ab. Diese Verfolgung wird als sogenannte «atheistische Propaganda» getarnt, welche gemäß Art. 124 der sowjetischen Verfassung ausdrücklich erlaubt ist. Der Art. 124 ist es wert, hier wenigstens im Auszug zitiert zu werden:

«Zum Zweck der Gewährleistung der Gewissensfreiheit für die Bürger sind in der UdSSR die Kirche vom Staat und die Schule von der Kirche getrennt. Die Freiheit der Ausübung religiöser Kulthandlungen und die Freiheit antireligiöser Propaganda werden allen Bürgern zuerkannt.»

Eine kleine Analyse dieses Artikels gibt sofort Aufschluß, wie es mit der Freiheit der Religionsausübung bestellt ist. – Eine religiöse Propaganda wird in diesem Gesetz nicht gestattet, die Kirche wird auf die rein liturgische Tätigkeit eingeschränkt. Das Erteilen von Religionsunterricht an Minderjährige, das heißt unter 21 Jahren, ist nicht nur den «Religionsdienern», sondern auch den Laien ausdrücklich untersagt. Nur die Eltern dürfen zu Hause den eigenen Kindern religiöse Unterweisung erteilen, sofern nicht mehr als drei Kinder aus anderen Familien zugegen sind! Schwere Strafen drohen denen, die es wagen, diese Bestimmungen zu übertreten.¹

Die Absicht ist ganz offensichtlich. Man versucht die Jugendlichen atheistisch zu beeinflussen, während man alle Gegenmaßnahmen von Seiten der Kirche durch die staatliche Gesetzgebung verhindert. Die Gewissensfreiheit wird in der Sowjetunion nicht einmal mehr dem Schein nach ge-

wahrt, wie die Ausführung der von Chruschtschew geforderten «geschickt organisierten wissenschaftlichen Propaganda» gegen die Kirche hinlänglich beweist. Einige Beispiele aus der neuesten Zeit sollen dies kurz demonstrieren:

In der Osternacht 1960 wurden die Diplomaten, welche am Gottesdienst in der Kiewer Kathedrale teilnahmen, Zeugen klassischer Pöbelszenen. Eine volle Stunde verhinderten randalierende Jugendliche, offensichtlich Komsomolzen, den Fortgang der hl. Liturgie, während die Polizei tatenlos zuschaute – Freiheit der antireligiösen Propaganda!

Eine wesentlich feinere Form der Verfolgung stellt jedoch ein System dar, das sowohl in seiner Niederträchtigkeit als auch in seiner Wirksamkeit einmalig ist – es ist die von Presse und Rundfunk systematisch gegen unliebsame kirchliche Personen ausgestreute Verleumdung. Ein Bischof, der dem Regime in die Quere zu kommen wagte, kann heute ganz bequem erledigt werden, ohne daß man ihn in den Augen der Gläubigen zum Märtyrer erhebt, indem man ihm moralisch den Todesstoß versetzt. Die Presse und der Rundfunk beginnen einfach eine Verleumdungskampagne, wobei drei Anklagen in verschiedenen Variationen ständig vorgebracht werden, nämlich Zusammenarbeit mit dem Feind, Verschleuderung der Gelder der Gläubigen und unmoralischer Lebenswandel. So findet man in der Zeitschrift «Naúka i Religija» folgende Blüten: das Juliheft 1960 befaßt sich mit der Person des Bischofs von Kazan, dem Kollaboration mit den Nazis, Geldgier und Unsittlichkeit vorgeworfen werden. Der Bischof wurde im Juli 1960 wegen Anstiftung zu Steuerhinterziehung zu drei Jahren Gefängnis verurteilt!

Die Augustnummer derselben Zeitschrift bringt Verleumdungen gegen den über 70 Jahre zählenden Erzbischof Antonius von Stavropol und Baku. Es wird den Lesern klar gemacht, der Erzbischof treibe Simonie und verbrauche das Geld dann für seine drei Konkubinen.

Last but not least findet sich in der «Pravda Vostoka» vom 1. Juli 1960 ein Angriff auf den Erzbischof von Taschkent und Zentralasien, Germogen, dem vorgeworfen wird, er besitze ein luxuriöses Haus mit Weinkeller, drei Autos und einen Kinoprojektor. Außerdem hätte er bereits unter Stalin eine zehnjährige Strafe verbüßt. Wir fügen an, daß zumindest der letzte Punkt den Tatsachen entspricht, denn Erzbischof Germogen ist einer jener Bekenner, die an die Stalinsche Kirchenverfolgung ihren Tribut zu entrichten hatten! Es ist bezeichnend, daß es die Zeitung versäumte, den Protestbrief des verleumdeten Erzbischofs zu publizieren!

Ein Studium der Statistiken und Namen der Bischöfe und ihrer Sitze zeigt schon seit mehreren Jahren, daß hier eine ständige Fluktuation herrscht. Es ist zweifellos eine schwere Bürde, in der Sowjetunion die bischöfliche Gewalt zu besitzen und es wäre zumindest ein Gebot der Gerechtigkeit, wenn wir uns im Westen in der Beurteilung dieser Männer eine wohlwollende Offenheit bewahren würden, statt die Kommunisten in ihren Verleumdungen zu unterstützen. Es muß als bedeutungsvoll angesehen werden, daß die Zahl der Bischöfe von 73 im Jahre 1957 um wenigstens acht bis Ende 1960 abgenommen hat, obwohl in der Zeit vom März bis August 1960 vier neue Bischöfe geweiht worden sind.

Auch die Aufhebung der Klöster ist ganz offenbar ein Akt der Gewaltanwendung gegenüber der Kirche. Nachdem 1958 bereits nur noch 69 Klöster auf dem Gebiet der UdSSR existierten, wurden im Lauf des Jahres 1959 wenigstens acht Klöster² aufgehoben, das heißt rund 12% aller Klöster! Informationen über die Schließung dieser Klöster sucht man in

² Nämlich Krestovosdvizenskij in Dubno, St. Nikolai in Melcy, St. Georgij in Berestecka, St. Joann der Barmherzige in Sagaicy; die Nonnenklöster St. Nikolai in Obyo, Mutter Gottes in Kremenec, Vvedenskij in Kiew und St. Maria Magdalena in Vilnius.

¹ So berichtete zum Beispiel das Blatt «Sovetskaja Litva», daß in Kürze eine katholische Frau vor Gericht gestellt würde, weil sie einer großen Gruppe von Kindern Katechismusunterricht erteilt hatte (4. Sept. 1960).

sowjetischen Quellen allerdings vergeblich. Die Klosteraufhebungen wurden bis heute in der Sowjetpresse totgeschwiegen. Nur ein Blatt der Gottlosenbewegung triumphierte, es seien vier Klöster an «Leutemangel» eingegangen. Daß sich auch dieser «Leutemangel» staatlich steuern läßt, erhellt am Beispiel des Uspenskij-Klosters von Pocajev, dem die Neuaufnahme von Novizen untersagt wurde (und am Rande bemerkt, auch die weitere Instandsetzung der Klostergebäude).

Eine besondere Bedeutung kommt außerdem noch der Aufhebung der Einsiedelei von Pocajev zu. Gläubige Bauern verhinderten zwei Monate lang die Aufhebung und ließen die Staatsorgane nicht in die Einsiedelei hinein, die schließlich gewaltsam von der Miliz besetzt und aufgelöst werden mußte. Um die Wut der Gläubigen von sich abzulenken, wurde zu allem Überfluß auch noch behauptet, der Erzbischof von Lemberg und der Metropolit von Kiew hätten ihre Einwilligung zur Auflösung gegeben. Wenn dies tatsächlich stimmt, so taten es die beiden Bischöfe wohl kaum freiwillig!

Wenn man alle diese Geschehnisse auf dem Hintergrund des ZK-Beschlusses vom 10. November 1954 sieht, dann mutet es einem wie traurige Ironie an:

«Eine tiefgreifende, geduldige, kühn gestaltete wissenschaftlich-atheistische Propaganda unter den Gläubigen wird diesen letzten Endes helfen, sich von religiösen Verirrungen freizumachen. Hingegen können allerhand amtlich verletzende Ausfälle gegen die Gläubigen und die Diener der Kirche nur Schaden bringen, zur Festigung und sogar zur Zunahme religiöser Vorurteile führen ... Die Partei hält es für notwendig, eine hochqualifizierte wissenschaftlich-atheistische Propaganda zu betreiben, ohne jedoch dabei eine Verletzung der religiösen Gefühle der Gläubigen wie auch der Diener des Kultes zuzulassen» («Prawda», 11. November 1954).

Die Wahrheit besteht jedoch darin, daß eine Flut von populären antireligiösen Schriften herausgegeben wird, daß Radio, Fernsehen und Film für den gleichen Zweck eingesetzt werden und daß man besonders die Kinder

in der Schule und im Komsomol zu beeinflussen sucht. Von einer Rücksichtnahme auf die «religiösen Gefühle der Gläubigen» besteht auch nicht eine Spur. Es zeugt für die tiefe Religiosität gewisser Volksschichten und es zeugt auch für die Russisch-Orthodoxe Kirche, daß trotz der massiven Angriffe gegen die Religion immer noch eine relativ große Zahl von Gläubigen besteht, die den Kommunisten ein ständiger Dorn im Auge sind. Es konnte bisher nur schwer vermieden werden, daß die Kinder in religiösen Familien wenigstens einen Teil des religiösen Erbes mitbekamen. Darum muß auch die Chruschtschewsche Idee der Internatserziehung als ein direkter Angriff gegen die Religion gewertet werden. Man will die Kinder aus der Einfluß-Sphäre der Eltern und der Babuschkas, der Großmütter, die auch heute noch als «Kinderfrauen» eine bedeutende Rolle spielen, herausreißen, damit man die Kinder ganz im Sinne der Partei zu Kommunisten erziehen kann.

Die entscheidende Frage, die sich am Schluß unserer Ausführungen notwendig erheben muß, heißt: Tun denn die Gläubigen nichts gegen die neuerliche Kirchenverfolgung, lassen sie sich alles stillschweigend gefallen? Und wie verhält sich die Hierarchie, ist sie völlig der Abhängigkeit des Staates verfallen oder kämpft sie den Kampf für das Reich Gottes? In einem der folgenden Artikel soll diese Frage näher untersucht werden und eine möglichst klare Begründung finden. *Robert Hotz, Pullach*

Bibliographie:

«The Interpreter», November 1960, S. 27ff.

Kischkowsky A.: Die sowjetische Religionspolitik und die Russisch-Orthodoxe Kirche. Institut zur Erforschung der UdSSR, München, Juli 1960.

Zurnal Moskovskoj Patriarchii Moskva 1957-1960

Bogolepov A. A.: Die Kirche unter der Herrschaft des Kommunismus (in russ. Sprache). Institut zur Erforschung der UdSSR, München 1959.

Bücher

Rickenbach Walter, Dr. oec. publ.: Geschichte der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft 1810-1960. Zürich 1960.

Der verdienstvolle Zentralsekretär legt hier eine von aller Ruhmredigkeit ferne und gerade in ihrer sachlich nüchternen Art imponierende 150jährige Geschichte der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft vor. Vieles, was in anderen Ländern vom Staat gemacht werden mußte, ist hier auf dem Boden freien, helfenden Bürgersinnes gewachsen und zu einer sehr respektablen Kraft herangewachsen. Manche Werke wurden in großzügiger Erkenntnis der Notwendigkeiten abgelöst und auf eigene Beine gestellt, bei andern hat die Gemeinnützige Gesellschaft tatkräftig geholfen, wie bei den Stiftungen Pro Juventute, Pro Senectute, Förderung von Gemeindestuben, Hilfe für Berggemeinden usw.

Stand im Anfang die «neutrale» Arbeit, manchmal wohl sogar polemisch, im Vordergrund, so hat die Gesellschaft längst ein freundschaftliches Verhältnis auch zu konfessionellen Einrichtungen gewonnen und einsehen gelernt, daß auf manchen Gebieten, will man nicht an der Oberfläche bleiben, ohne weltanschauliche Fundierung und Prägung nicht auszukommen ist. Billigerweise wird man aber hinzufügen müssen, daß auch die konfessionellen Einrichtungen in Dingen, in denen es ohne Schädigung der Grundlage geschehen kann, beweglicher, offener und zur Zusammenarbeit bereiter geworden sind. *Dd.*

Duval P. Aimé S. J.: Chansons. 13 Lieder in französischer und deutscher Sprache, herausgegeben von P. Anton Hüren SJ., Salzburg 1959, 47 Seiten.

Der Verlag Otto Müller, Salzburg, bringt in einem handlichen Büchlein in Text und Weise 13 Lieder des bekannten Sängerpaters Aimé Duval. P. Anton Hüren wagte mit einem Arbeitskreis eine deutsche Übersetzung der Lieder.

Scheint den Freunden der nun immer bekannter werdenden Chansons das Büchlein anfangs vielleicht auch überflüssig und die Übersetzung zunächst unbefriedigend, so wird es doch bald – selbst den der französischen Sprache kundigen Lesern – ein treuer Freund. Es hilft, und zwar gerade durch seine teilweise sinngemäße aber sehr freie Übersetzung, den tiefen Inhalt der Lieder betrachtend aufzunehmen. Spielt man sich hernach wieder das eine oder andere dieser Lieder durch (sie sind alle auf Schallplatten erhältlich) oder summt es still vor sich hin, dann wird es Gebet.

Und – wie die Erfahrung lehrt – es kann gerade solchen Gebet werden, die zuerst nur der Rhythmus oder die Art des Gesanges fesselte und die jedem Beten fernstehen.

Das prächtige Nachwort von Prof. Dr. Karl Rahner wird auch jenen den singenden Pater näherbringen, die anfangs ob des «kleinen Liedes» befremdet waren. *L. Galli*

NOTIZ

Katholischer Glaubenskurs

Seit 1954 läuft in der Schweiz ein Theologischer Kurs für katholische Laien, der ein überraschendes Echo gefunden und auch eine erfreuliche Entwicklung genommen hat. Für diesen Kurs wird jedoch wenigstens Mittelschulbildung oder entsprechendes Diplom vorausgesetzt. Viele Laien mußten deswegen abgewiesen werden. Man tat es immer schweren Herzens, weil die Glaubensschulung der Laien heute zu den vordringlichsten Aufgaben gehört. So reifte auf vielfache Bitten hin der Entschluß, neben dem «großen» Kurs einen «kleinen» Kurs einzuführen, der sich offiziell «Katholischer Glaubenskurs» nennt. Verlangt wird wenigstens abgeschlossene höhere Volksschule, z. B. Sekundarschule, bzw. Bezirksschule. In besonderen Fällen sind auch noch Ausnahmen möglich.

Das Hauptziel des Glaubenskurses ist die persönliche Glaubensvertiefung. Er will die Ergebnisse der Theologie für das christliche Leben dienstbar machen. Die Grundlage des Kurses bildet die Hl. Schrift. Nach einer Einführung in die Bibel werden die einzelnen Phasen der Heilsgeschichte dargestellt. So soll ein christliches Weltbild entstehen, wie es die Hl. Schrift verkündet und zur Grundlage der Antwort auf die Fragen macht, die den Menschen heute bewegen. Das Nebenziel des Kurses ist die Vorbereitung auf die Aufgaben des Apostolates. Es ist vorgesehen, daß auf Grund des Katechetikkurses ein Ausweis zur Erteilung des Religionsunterrichtes auf der Unterstufe erworben werden kann.

Genauere Auskünfte erteilt gern:

Katholischer Glaubenskurs, Zürich 36, Postfach 206 (Tel. 051/35 33 80)

FRITZ VALJAVEC

Geschichte der abendländischen Aufklärung

380 Seiten. Leinen Fr. 29,50

Der bekannte deutsche Historiker untersucht in diesem posthum erschienenen Werk das Gesamtphänomen der europäischen Aufklärung in ihren weltanschaulichen, philosophischen, religiösen, rechtlichen, pädagogischen Verzweigungen und nationalen Erscheinungsformen, und besonders ihre vielfältigen Nachwirkungen im 19. und 20. Jahrhundert. Dabei wird deutlich, wie sehr auch die weltanschaulichen und politischen Gegner vom aufgeklärten Gedankengut zehren, ja oft darin wurzeln.

Eine einzigartige Materialsammlung, grundlegend und unentbehrlich für jede Auseinandersetzung mit der neueren abendländischen Geistesgeschichte.



soeben erschienen/in jeder Buchhandlung

VERLAG HEROLD · WIEN · MÜNCHEN

FRANZ MICHEL WILLAM

Aristotelische Erkenntnislehre bei Whately und Newman

346 Seiten, DM 24,80

Werner Heisenberg sagt im Vorwort zu seinen Abhandlungen über «Physik und Philosophie», daß die moderne Physik mit ihren Entdeckungen in mancher Beziehung umzudenken zwingt. Dieses «Umdenken» erleichtern Newmans Untersuchungen über das Verhältnis aristotelischer Erkenntnisphilosophie zu neuzeitlicher Physik, die Atomphysik nicht ausgenommen. Newmans Darlegungen gewinnen noch einmal an Gewicht, weil Werner Heisenberg sie in seinen neuen Darlegungen über «Physik und Philosophie» positiv bezieht.

Prof. Walgrave von der Universität Löwen schreibt: «Die kennzeichnendste Gabe Willams ist die Aufmerksamkeit für das signifikative Detail. Belangreiche Einsichten tauchen manchmal an einfachen, unauffälligen Stellen auf, wo man leicht über sie hinwegliest, das vor allem bei Newman. So ist hier Pionierarbeit ersten Ranges geleistet worden. Eines steht nun zweifellos fest, die Newmansche Erkenntnislehre stellt ein wirkliches Verbindungsglied innerhalb der aristotelischen Denktheorie dar. Indem der Autor die ungeheure Arbeit des jungen Newman aufdeckt, hat er die Schlüsse des neulich erschienenen Werkes von Th. S. Bokenkotter, Cardinal Newman an Historian' (Löwen) bestärkt und ergänzt». Ähnlich urteilen Dr. Davis vom Oratorium in Birmingham und Dr. A. Dwight Culler, Yale Universität USA.

VERLAG HERDER - FREIBURG/BR. - BASEL - WIEN

Helft helfen!

... der Kirche des Schweigens

Um Ihre Spende für Bücher und wissenschaftliche Zeitschriften bittet
Osthilfe «A. p. s. v.» Bischöfliches Generalvikariat Feldkirch (A)

auf Postsparkassen- bzw. Postcheckkonto

Wien 43 000

Zürich VIII 50 484

München 120 249

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen
Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45,
Tel. (051) 27 26 10/11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration
«Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051)
27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement
jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 13,50; halb-
jährlich Fr. 7.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII
27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 190.—.
Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzah-
lungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles,
C. C. P. No. 218 505. - Deutschland: DM 13,50/7.—.
Best. u. Anzeigenannahme durch Administration Orientie-
rung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volks-
bank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, PschA. Lud-
wigshafen/Rh., Sonderkonto Nr. 12975 Orientierung. —
Dänemark: Jährl. Kr. 25.—. Einzahlung an P. J.
Stäubli, Hoststrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich:
Halbjährl. NF. 7.—, jährl. NF. 14.—. Best. durch Admini-
stration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial
de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte
Etranger Suisse 644.286. — Italien-Vatikan:
Jährl. Lire 2000.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio
Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13,
Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung
und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Inns-
bruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142.181.
(Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rah-
ner). Jährl. Sch. 80.—. USA: Jährl. \$ 4.—.

Neu im Tyrolia-Verlag

NATURORDNUNG

in Gesellschaft, Staat und Wirtschaft

Herausgegeben von Joseph Höffner, Münster, Alfred Verdroß,
Wien, Francesco Vito, Mailand. Redaktion: Alfred Klose und Wolf-
gang Schmitz, Wien. 732 Seiten, Leinen Sfr. 47.—.

Wenn so bedeutende Gelehrte gemeinsam ein Buch zu den Fragen
der Naturordnung in Gesellschaft, Staat und Wirtschaft heraus-
geben und dieses Buch Prof. Meßner zur Vollendung seines 70.
Lebensjahres (am 16. Februar 1961) darbieten, so muß wohl dem
Thema selbst wie auch dem zu ehrenden Jubilar eine besondere
Bedeutung zukommen.

Ein repräsentativer Kreis von über 50 Mitarbeitern nimmt zu den
Fragen Natur, Übernatur, Familie, Subsidiarität, Eigentum, Recht,
Verfassung etc., ebenso zu den gegnerischen Auffassungen Stel-
lung und beleuchtet die naturrechtliche Situation.

Neu bei Ihrem Buchhändler

PAUL RUSCH

MENSCHEN IM BETRIEB

Schriften des Volksboten Nr. 8, 84 Seiten, kart. sfr. 4,20

«Die betriebliche Atmosphäre um den Menschen steht im Mittel-
punkt dieser beachtlichen Schrift. Der Unternehmer kann heute die
Problematik nicht mehr allein lösen. Er könnte gewiß vieles mehr
tun, sich mehr um das Menschliche als um das Produktive küm-
mern ... Der Autor sieht alle diese Gefahrenpunkte, die durch das
Sozialuntertanen-Unwesen oder das Sozialparasitentum gegeben
sind. Wozu der Betriebsrat, die Gewerkschaften und ein Stab von
über- und nebeneordneten Personen und Organen, wenn nicht
endlich das Klima unserer Betriebe anders, das heißt besser wird.
Arbeiterschaft und Unternehmerschaft müssen ein 'sittliches Gan-
zes' bilden, das ist die Lösung, die so in dieser hochbeachtlichen
Schrift dargelegt ist ...»

Literarischer Ratgeber

Bei Ihrem Buchhändler erhältlich

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich